

Interview

Lied vom höchsten Turm

nach Arthur Rimbaud

Tatenloses Blühen
 Allem unterworfen
 Aus Zartgefühl
 Mein Leben verloren.
 O, dass die Zeit beginne
 Wo die Herzen sich finden.

Habe mir gesagt: lass
 Und dass man dich nicht sehe
 Und ohne das Versprechen
 Von höchstem Freudensgen.
 Dass nichts zurück dich halte
 Erhabenes Entsagen.

Habe Geduld so oft geübt
 Dass ich nie vergesse:
 Ängste und Qualen sind
 Aufgestiegen, gewesen.
 Und der ungesunde Durst
 Verdunkelt mein Blut.

So ist die WIESE:
 Dem Vergessen ausgeliefert
 Wächst sie und blüht
 Von Weihrauch und Taumelloch
 Zum Brumbass, dem wilden
 Hundert schmutziger Fliegen.

O, ihr Verlassenheiten
 Der so armen Seele
 Der das Bild nur bleibt
 Von den Marienfesten.
 Beten wir es nun
 Das Gegrüsstseistdu?

Tatenloses Blühen
 Allem unterworfen
 Aus Zartgefühl
 Mein Leben verloren.
 O, dass die Zeit beginne
 Wo die Herzen sich finden.

Liechtensteiner
Literaturtage

«am Rande»

Michael Donhauser wird im Rahmen der Liechtensteiner Literaturtage «am Rande» vom 6. und 7. Juni in der Stein-Egerta in Schaan lesen. Im Park der Stein-Egerta werden Autorinnen und Autoren aus ihren Werken lesen. Ein Bücherstand bietet Gelegenheit, die Publikationen der Autorinnen und Autoren, Neuerscheinungen und antiquarische Bücher anzuschauen und zu erwerben. Mathias Ospelt, der Verantwortliche der Liechtensteiner Literaturtage, wird als Moderator durch die Tage führen.

Der Eintritt beträgt für beide Tage 40 Franken, Tageskarten kosten 25 Franken. Für Essen und Trinken ist im Park gesorgt.

Samstag, 6. Juni

13 Uhr – Regina Marxer
 (Computerinstallation)
 14 Uhr – Iren Nigg
 16 Uhr – Hansjörg Quaderer
 18 Uhr – Mariella Mehr
 20 Uhr – Gustav Kaufmann
 Pause

22 Uhr – Balders Ross (Joachim
 Batliner und Markus Beckstein mit
 Brechtliedern und Chansons)

Sonntag, 7. Juni

11 Uhr – Rainer Stöckli, Zur
 Mundartdichtung von Felix Marxer
 (1922 bis 1997)

Pause
 14 Uhr – Alois Bischof
 16 Uhr – Ruth Schweikert
 18 Uhr – Michael Donhauser

«Mich gibt es so, wie ich

Der Lyriker Michael Donhauser ist in Vaduz geboren und aufgewachsen. Bei seinem letzten Besuch in Liechtenstein sprachen wir mit ihm über seine Arbeit und seine Beziehung zu Liechtenstein.

VON SANDRA WENAWESER

«Liechtensteiner Vaterland»: Siesind in Liechtenstein geboren und aufgewachsen. Nach der Matura sind Sie nach Wien gezogen, wo Sie studiert haben und seither als freier Schriftsteller leben. Abwechselnd zieht es Sie aber auch immer wieder für längere Zeit in andere Weltstädte wie Paris und Rom, gelegentlich verbringen Sie auch wieder Wochen und Monate in Liechtenstein. Wo sind Sie daheim?

Michael Donhauser: «Meine Muttersprache ist der Dialekt, die liechtensteinische Mundart. Sprachlich bin ich liechtensteiner, es ist nicht zu überhören, dass ich aus dem alemannischen Sprachraum komme. Auch nach zwanzig Jahren in Wien ist das noch unverkennbar. Ich habe nie etwas daran gesetzt, meinen Akzent zu verlieren so wenig wie ihn beizubehalten.

Meine Nationalität ist österreichisch, d. h. ich war immer schon Österreicher und bin es auch heute noch.

Wien war bis vor zwei Jahren meine Heimat. Als ich damals nach Paris zog, hatte ich so etwas wie Heimweh in den ersten drei, vier Monaten. Es ist mir schwergefallen, mich von Wien zu trennen, ich wollte auch nicht wirklich weg von Wien, sondern nur eine Zeitlang anderswo leben. Auch war der Zeitpunkt damals günstig: ich hatte den Roman «Livia oder Die Reise», Anm. d. Red.) abgeschlossen, und ich war ungebunden. Ich ging zuerst nach Madrid, wo ich Bekannte hatte.»

Was haben Sie in Paris gemacht?

«Zuerst habe ich versucht, mich einzuleben. Ich ging ja nicht nach Paris, um mich «inspirieren» zu lassen. «Inspiriert» ist man überall oder nirgends, ganz widerliche Umstände ausgenommen. In Paris schrieb ich anfangs wenig, dann «Die Gärten», die aus der Sehnsucht nach den Gärten rund um Wien entstanden.

Das erste, was mich dann beschäftigte, war die nächste Umgebung. Ich reihte nur Worte aneinander, nach einem klanglichen System, in vierzeiligen Strophen, es waren Bestandaufnahmen, doch die Auswahl dessen, was ich wahrnahm, war, wie gesagt, durch die Klanglichkeit bestimmt. Diese Gedichte sind ziemlich fragil, es ist wenig Sprache, aber nach dem Ro-

man war das so richtig. Über ein Jahr habe ich nur diese schmalen Gedichte geschrieben.

Der Paris-Bezug ist beispielsweise der Boden, jede Stadt hat einen charakteristischen Boden, in Paris war der Boden das erste, was ich beachtet habe, dann die Wolken.

Später habe ich längere Notizen gemacht, Ortsprotokolle, in einem Square, in den Tuilerien, an einer Kreuzung, und daraus wurde eine Art Portrait von Paris, ein sehr eigenwilliges Portrait allerdings, vom Jardin du Luxembourg, vom Parc de Belleville, einem modernen Park, und zuletzt von einem heruntergekommenen Klostergarten ausserhalb der Stadt.»

Suchen Sie in der Stadt immer wieder das Grüne, die Natur, die Oase?

«Ja, die Stadt, sozusagen das Architektonische mit den Strassen, Plätzen und Häusern, ohne das Element der Bäume und der Bewegung, sagt mir nichts. In den Gärten, oder auch nur einer Baumreihe, schwingt vielleicht immer mit, dass sie das Paradies sind, oder die Heimat, wenn man so will. Wobei diese Texte in keiner Weise von

fortschreite, umso mehr weiss ich dann schon, worauf das hinausläuft. Aber das Element des Absichtslosen sollte immer dabeibleiben, und das ist mir auch gelungen. Es stellte sich die Frage, ob ich einen entspannten Zustand halten kann oder nicht; ein Zustand, der mich wahrnehmen lässt, der eine Aufmerksamkeit erzeugt, die nicht zu gezielt ist. Diese Arbeitsweise ist mir wichtig.

Wenn ich die Texte dann überarbeite und abtippe, sitze ich schon in einem geschlossenen Raum, in meiner Wohnung, aber die erste Fassung entsteht meist im Freien: Das Gedankliche beeinflusst die Wahrnehmung, und die Wahrnehmung die Gedanken – was ich transkribiere, ist weder das eine noch das andere, eher eine Art Wechselwirkung.

Die Idee, im Zimmer vor dem leeren Blatt zu sitzen, ist mir fremd. Ein Greuel ist mir, wenn das jemand thematisiert und auch noch schreibt, dass ihm nichts einfallt – dieser existenzielle Schreibabfang, der immer wieder thematisiert wird, und der auch permanent immer noch als Grundproblem auftaucht.»

Aber Sie suchen eher die Natur als die Menschen?

«Ja, teilweise. In Paris hat sich das eher geändert. Diese Texte sind kreuz und quer von Menschen begangen. Vor allem die Notizen vom Boulevard Ornano. Es kommt teilweise viel Bewegung in die Texte durch die Menschen, die vorübergehen. Das ist neu für mich.

Früher schrieb ich Dinggedichte, in denen ich die Naturgegenstände von ihrer Umgebung isolierte, um sie sprachlich darstellen zu können. Das war insofern gut, weil ich mir dadurch eine Aufgabe gestellt habe, die nicht gleich darin bestand, mit der Welt abzurechnen. Ich begann fast mit Skizzen. Statt Dinggedichten sind es heute Umgebungsgedichte.»

Schreiben Sie zur Zeit Prosa oder Lyrik?

«Es ist Prosa. Der Aufsatz, den ich zuletzt geschrieben habe, wird als Begleittext zu Übersetzungen von Gedichten Arthur Rimbauds erscheinen. Ich habe die letzten Gedichte von Rimbaud übersetzt, in der Pléiade-Ausgabe werden sie zusammengefasst als «Vers nouveaux et chansons». Mit den Übersetzungen habe ich schon vor fünf Jahren angefangen, habe sie immer wieder überarbeitet, verändert, ich habe neue Lösungen für übersetzerische Probleme gefunden. Über fünf Jahre habe ich diese Gedichte jährlich zwei- bis dreimal überarbeitet.

Die Übersetzungen werden unter dem Titel «Die späten Verse» erscheinen.»

Was hat Sie an Rimbaud gereizt?

«Es gab einerseits Anstösse von aussen. Und ich hatte früher schon ein Gedicht übersetzt, «Sensation», es erschien in «Dich noch und», unter dem Titel «Sinnesahnung». Dann wurde ich angefragt, «Le bateau ivre» für eine Zeitschrift zu übersetzen, was ich auch gemacht habe. Dabei wurde mein Interesse für die späten Gedichte geweckt. Einmal, weil es für mich Rimbauds schönste Gedichte sind, einmal, weil sie eine gegensätzliche Bewegung enthalten.

Einerseits ist da das Wilde, das an Rimbaud reichlich wahrgenommen und zelebriert wird; doch dann gibt es da auch eine Art Bruch, zum Beispiel in «Feste der Geduld». Es ist eine Absage an die Dichtung innerhalb der Dichtung, es ist ein Moment von Weitermachen und Aufhören in einem. Manchmal fällt Rimbaud sich selbst mitten im Gedicht ins Wort und sagt «Genug!». Aber es bleibt in der Dichtung, noch, dieses «Genug!». Auch das Element des Nachlassens hat mich interessiert.

Was auch mitspielt, ist, dass Rimbaud zu einer Symbolfigur für alles Wüste und Wilde geworden ist. Er funktioniert als solche für das Bild des Dichters schlechthin, und dieses Bild wurde bis zum Überdruß verkitscht.

Ich habe diese Symbolfigur gestohlen, ich habe sie uminterpretiert. Ich habe vor allem und zuerst die Gedichte Rimbauds gelesen. Ich habe also gelesen und übersetzt und bemerkt, dass es mit diesem Mythos vom Wilden nicht so einfach ist. Es steckt in diesem Wilden Widersprüchliches. Das Wilde kennt die Angst, kennt die Verstocktheit.

In dem Gedicht «Träne» deutet es sich beispielsweise an, wirft sich der Dichter vor, dass er nicht zu trinken verstand. Rimbaud wird sonst nicht so gelesen, weil es nicht schick ist, weil ein wilder Hund weiss, wie man säuft. Gleichzeitig weiss ich, dass ich dieses Klischee mit meinem Projekt niemals zerstören kann. Das ist auch nicht die Absicht, aber für mich und meine Arbeit ist es mit ein Antrieb gewesen. Ich möchte Rimbaud wenigstens in meinem Buch der Blödsinnigkeit entziehen. Berühmter und wichtiger wird er als der Wilde bleiben.»

Und wo ist nun Ihre Heimat?

«Sie hat sich zu einem guten Teil fast aufgelöst. Meine Heimat ist eine Umgebung, in der ich zurecht komme, in der ich leben und schreiben kann. Aber der Begriff Nomade passt mir nicht, er passt nicht zu mir. Ich führe kein unstetes Reiseleben.

Rimbaud selbst hat übrigens eine Heimat gefunden, in Abessinien. Mit 20 Jahren hörte er auf zu schreiben, und kam dann über Umwege nach Afrika. Dort hat er zehn Jahre als Händler gelebt, zuerst in Anstellung, dann mit Partner, dann selbständig.»

Was will dieser Aufsatz, der als Begleittext zu den Rimbaud-Übersetzungen entstanden ist?

«Es ist vielleicht meine Variante von den «Festen der Geduld». Es ist eine Variation dieses Gedichtes, aber in Prosa. Es wird im Herbst im Verlag von Urs Engeler in Basel erscheinen.»

Schreiben Sie derzeit auch Lyrik?

«Ich habe mehrere Prosatexte verfasst, die sich stilistisch ähnlich sind. Zwei Bildbeschreibungen, die Pariser Gärten-Texte wie auch der Rimbaud-Aufsatz haben alle eine stilistische Ähnlichkeit. Es geht vor allem um Lebensprozesse.»

Für wen schreiben Sie?

«Das ist nicht zu sagen. Was die Leser betrifft, vermute ich, dass beispielsweise hier in Liechtenstein hauptsächlich «Edgar» wahrgenommen wurde, also vor allem meine Prosa. Ich werde auch fast immer auf «Edgar» angesprochen, ganz klar. Darum nehme ich an, dass meine übrigen Arbeiten hier kaum bekannt sind. In Deutschland hingegen werde ich als Lyriker rezipiert, und nicht als Prosaschriftsteller. Daran hat auch mein Roman «Livia» nichts geändert.»

Was zeichnet für Sie die moderne Lyrik aus?

«Es fällt mir schwer, dazu etwas zu sagen, schon der Begriff «modern» ist problematisch, das ist so ein Hut, das ist, wenn etwas nicht reimt, so stellen viele sich das vor. Die Moderne ist vor allem aber ein Missverständnis. Ich möchte jetzt auch nicht einfach Namen aufzählen von Lyrikern, die ich mag, deren Arbeit mir zusagt.

Ich höre gerne Lyrik, ich gehe gerne zu Lesungen, das akustische Element ist für mich wichtig. Ich nehme die Sprache leichter über das Ohr als über das Auge auf. Aber das ist eine Vorliebe, eine Entwicklung, die ich beobachte. Früher habe ich Worte und Texte vor allem als Körper auf dem Papier wahrgenommen, als Sinnträger, und ihre Klanglichkeit ist mir fremd geblieben.»

Ist Ihre Wahrnehmung mehr sinnlich denn intellektuell geworden?

«Das ist gefährlich. Damit würde man Welten scheiden. Ich halte nicht viel von dieser Trennung in Kopf und Bauch. Das eine bedingt das andere, schliesst es nicht aus. Bei einem guten Text ist der Bauch dabei, und bei einem guten Bauchtanz ist der Kopf dabei. Für mich ist geistige Anstrengung auch Entspannung.

Michael
Donhauser

einer Sehnsucht getragen sind. Ich sass nicht und schrieb und schnehte mich nach einem anderen Ort. Ich war glücklich dabei. Diese Prosatexte überarbeite ich derzeit.»

Welches ist Ihr Arbeitsprinzip?

«Ich kehre oft zum gleichen Ort zurück. Das ist für mich ein wichtiger Ansatz, immer wieder denselben Ort aufzusuchen, um dort zu sitzen. In Wien waren es die Gärten, in Paris die Parks. Anfangs ist allerdings keine Absicht dahinter, ich gehe nicht hin und sage, so, jetzt schreibe ich hier. Das kommt erst, wenn ich in der Arbeit

Zur Person

Kurzbiografie

Geboren am 27. Oktober 1956 in Vaduz. Lebt seit 1976 in Wien. Studium der Germanistik und Romanistik an der Universität Wien. Seit 1986 Veröffentlichungen und Auslandsaufenthalte.

Preise, Auszeichnungen
(Auswahl)

1986 Literaturförderungspreis des Forums Stadtpark Graz
 1986 Franz-Nabl-Literaturpreis der Landeshauptstadt Graz (von Peter Handke an Michael Donhauser und Walter Grond weitergegeben)
 1987 Josef-Gabriel-Rheinberger-Preis des Fürstentums Liechtenstein
 1990 Manuskripte-Preis des Forums Stadtpark des Landes Steiermark

1995 Christine-Lavant-Lyrikpreis
 1996/97 Projektstipendium des Bundesministeriums für Wissenschaft, Verkehr und Kunst
 1997/98 Projektstipendium des Bundeskanzleramtes für Literatur

Werke

- «Der Holunder». Prosagedichte. Graz, Wien: Droschl, 1986.
- «Edgar». Erzählung. Salzburg, Wien: Residenz, 1987.
- «Die Wörtlichkeit der Quitte». Prosagedichte. Graz, Wien: Droschl, 1990.
- «Dich noch und». Liebes- und Lobgedichte. Salzburg, Wien: Residenz, 1991.
- «Von den Dingen». Prosagedichte. München: Hanser, 1993.
- «Das neue Leben». 78 Dreizeiler. Salzburg, Wien: Residenz, 1994.
- «Livia oder Die Reise». Roman. Salzburg, Wien: Residenz, 1996.